

Brigitte Studer

Geschichte schreiben – Moralischer Auftrag, lohnendes Geschäft, szientistischer Erkenntnis- gewinn oder intellektueller Selbstzweck? Positionen und Politiken

Wer will denn schon Unnützes tun? Dazu noch als Beruf! Die in den letzten Jahren in der Öffentlichkeit des Öfteren gestellte Frage nach dem Nutzen von Geschichte vermag daher nun auch von der ÖZG her kommend im ersten Moment leichte Irritation hervorzurufen.¹ Dies nicht nur, weil die Historie wie jede etablierte wissenschaftliche Disziplin nur ungern Rede und Antwort steht über den Sinn ihres Tuns – zumal wenn in Zeiten der Ökonomisierung des Sozialen und der globalen Hegemonialisierung der Marktlogik dahinter der Zwang vermutet werden kann, (endlich) nützlich Wissen zu produzieren, und wenn just im Moment der Bologna-Reform die Geisteswissenschaften auf mehr quantifizierbare Leistungsfähigkeit getrimmt werden. Hinter dieser Reaktion steht freilich auch die Befürchtung, dass die Fragen »Wozu Geschichte?« oder »Was kann man aus der Geschichte lernen?«² auf einem profunden Missverständnis darüber basieren, was Geschichtswissenschaft leisten kann. Wird etwa von ihr erwartet, klare Antworten auf politische Fragen von heute oder einfache Lösungen für gegenwärtige Probleme zu liefern?

Gewiss hat die Reflexion über den Nutzen der Geschichte auch eine lange disziplinäre Tradition von Cicero über Benedetto Croce und Marc Bloch bis zu Arlette Farge, Reinhard Koselleck und Jürgen Kocka, um etwas wahllos Namen aufzuzählen. Eine Tradition der Verständigung und Selbstvergewisserung der Geschichtswissenschaft als Fach, aber auch ihrer Stellung in der Gesellschaft, die sicher auf keinen eindeutigen Nenner zu bringen ist, in der sich jedoch auch die ÖZG mit ihrer Einladung zur Frage »Wozu Geschichte?« situiert. Beschäftigen soll uns hier aber nicht die Bedeutungspalette, die frühere Zeiten den Dilemmata zwischen wissenschaftlicher Autonomie und gesellschaftlicher Nützlichkeit oder eben Nutzung

gaben, sondern der heutige Umgang mit der sozialen Rolle, den Funktionen des Historikers/der Historikerin – womit unweigerlich auch Fragen der Epistemologie angesprochen werden.

Welches Selbstverständnis hat die Geschichtswissenschaft heute? Welchen Sinn kann sie sich nach der längst vollzogenen Verabschiedung von der linearen, teleologischen und evolutionistischen Geschichtsschreibung des Historismus, des (kruden) Marxismus und der (deutschen) Strukturgeschichte, in der das Vorher das Nachher erklärt und die Gesellschaft zielstrebig vom Fortschrittmotor angetrieben wird, zuschreiben? Diese Fragen am Beispiel der ÖZG anzugehen rechtfertigt sich nicht nur deshalb, weil die Zeitschrift nun ihren fünfzehnten Geburtstag feiert, sondern auch weil sie zweifellos als exemplarisch für eine theoretisch und methodisch reflektierte Geschichtsschreibung im deutschen Sprachraum gelten kann. Ihre Entwicklung in den letzten fünfzehn Jahren ist daher aufschlussreich für den Wandel der Geschichtswissenschaft oder, wie die Zeitschrift von Anfang an betonte, der Geschichtswissenschaften. Ich werde zunächst das erste Heft des Jahrgangs 1990 und die ersten beiden Hefte des Jahrgangs 2005 vergleichen, und zwar besonders die hier vertretenen Positionen hinsichtlich der Erwartungen an die Geschichtswissenschaft. Anschließend möchte ich die dabei konstatierten Veränderungen des Selbstverständnisses und der Voraussetzungen der Disziplin zum Gegenstand einer Reflexion über den Stand der Historie machen.

|

Im allerersten Heft der ÖZG aus dem Jahr 1990, programmatisch mit »Geschichte neu schreiben« betitelt, wird die Möglichkeit ausgelotet, ob und wie Geschichte neu geschrieben werden soll. Die Herausgeber/innen verorten sich nach dem Fall der Berliner Mauer im Kontext eines epochalen Umbruchs, der ein Überdenken der Grundlagen des Faches notwendig macht.³ Manche Gewissheiten sind verschwunden, so diejenige einer marxistischen Geschichtswissenschaft mit ihrer Sicht einer zielgerichteten Entwicklung der menschlichen Gesellschaften. Selbst die Frage, ob denn die Menschen überhaupt »die Geschichte« nach ihren Vorstellungen und Wünschen »machen«, wird vom Herausgeberkollektiv zur Diskussion gestellt. Andere Gewissheiten sind jedoch 1990 durchaus noch vorhanden. Etwa dass die Zeitgeschichte Orientierungswissen zur Verfügung stellt. En passant, sozusagen als Selbstverständlichkeit wird darauf hingewiesen, dass »das politische Denken im Allgemeinen aus dem historischen Wissen Orientierung bezieht«.⁴ Die Redaktion positioniert sich in einer kritischen Tradition der Annales und rekurriert auf deren Verständnis der »sozialen Funktion der Geschichte«.⁵ Sie deklariert, sich vom »humanistisch-staatskonsensualen Geschichtsbild« abzusetzen, das den Mainstream der deutschsprachigen

Historiographie prägt, aber auch von der »historischen Sozialwissenschaft« Bielefelder Provenienz. Sie plädiert stattdessen für eine Erneuerung der Sozialgeschichte durch geschlechtergeschichtliche und kulturanthropologische Ansätze, die ›objektiv‹ und ›subjektiv‹, Struktur und Handeln, nicht bipolar, sondern als interdependent, als historische Praxis betrachten.⁶ Als weiterer Impuls dient die selbstreflexive und autoreferentielle Wende der Sozialwissenschaften, die sich seit den 1980er Jahren vermehrt mit ihren eigenen kognitiven Voraussetzungen befassen, ein Programm, dem sich auch die ÖZG verschreibt, fordert sie doch, dass sich die Geschichtswissenschaft ihre eigene Geschichte aneigne, also das »Wissen um die Geschichte der Wissenschaften«.⁷ Diese konzeptuelle Position ist eng verschränkt mit einer politischen. Die Zeitschrift stellt sich selbst die Aufgabe, »jedes bloß ›gegenwärtige‹ Denken« zu kritisieren und bezeichnet dies als »spezifische Form der Einmischung in das historische Geschehen«.⁸ Es handelt sich somit durchaus um einen gesellschaftlichen Auftrag, dem sich die Zeitschrift verpflichtet fühlt: Durch die Historisierung des politisch-öffentlichen Diskurses soll kurzschlüssigen Haltungen und Handlungen der Mangel an historischem Tiefenwissen vorgehalten werden.

Fünfzehn Jahre später, scheint es, hat sich die Sache ungemein kompliziert. Nicht nur die historische Praxis, auch die historiographische Praxis ist zum Gegenstand der Betrachtung geworden. Dabei haben sich einige epistemologische Gewissheiten verflüchtigt. So sind die Grenzen zwischen Fakten und Fiktion, Quellen und Interpretation porös geworden. Zum anderen haben sich die Gegenstände und Ansätze der Geschichtswissenschaften fast exponentiell erweitert. Auch scheinen die Ränder der Disziplin durch die postulierte und immer mehr auch praktizierte Inter- und Transdisziplinarität ausgefranst.⁹

Folgerichtig hat die ÖZG die Frage »Was kann Geschichte, wozu dient sie?« zuerst an andere Fächer gerichtet.¹⁰ Die Erwartungen an die Geschichtswissenschaft und deren Wahrnehmung durch Vertreterinnen und Vertreter der Soziologie, Sozialpsychologie, Rechtswissenschaft und Physik könnten nicht disparater ausfallen. Zwischen der Verpflichtung auf »Objektivität«, auf Einheitlichkeit und weitgehende Wertfreiheit (wie sie der Jurist Clemens Jabloner verlangt) und dem von Harald Welzer gemachten Befund, dass Wahrheit eine Funktion sozialer Übereinkunft und als solche historisch kontingent ist, dürfte es schwierig sein, eine gemeinsame epistemologische Position zu finden.¹¹ Andere Stellungnahmen beleuchten weitere methodisch-theoretische Angelpunkte historischen Arbeitens. Der Beitrag von Gudrun-Axeli Knapp berührt aus einer spezifischen Perspektive das Problem, wie die Analyse von individueller Erfahrung in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext und in ein wechselseitiges Verhältnis mit Herrschafts- und Machtstrukturen zu integrieren sei.¹² Die Soziologin Hannah Hacker problematisiert die falsche Universalisierung vieler historischer Ansätze und Erkenntnisse, wo lokale Verortung am

Platz wäre.¹³ Und besonders bedenkenswert: Sie verweist darauf, dass nicht nur die Theoriebildung und faktisches Wissen sozial situiert sind, sondern auch die materiellen Spuren, aus denen die Geschichtswissenschaft ihre Erkenntnisse konstruiert, und dass diese daher im Arbeitsprozess »geerdet«, *grounded*, werden müssen.

In der darauf folgenden Nummer wird das Wort sodann den Historikerinnen und Historikern gegeben, um zur Frage »Historia Magistra Vitae?« oder aber »Historia non docet?« Stellung zu nehmen.¹⁴ Lässt sich aus der Geschichte lernen, und wenn ja, was? Die Antworten fallen, nicht ganz unerwartet, unterschiedlich aus, von kritisch über verhalten bejahend (Ludmilla Jordanova) bis zu grundsätzlicher Zustimmung (Jürgen Kocka).¹⁵ Immerhin zwei Beiträge (von Christopher Lloyd sowie von Peter Schöttler zur Position von Marc Bloch) belegen, dass auch eine szientistische Erwartung an die Prognosefähigkeit der Geschichtswissenschaft einen Part im Interpretationsspektrum der gestellten Frage hat.¹⁶ Die von den beiden Herausgebern vorgenommene semantische Zuspitzung der Positionen bezüglich der »Relevanz des eigenen Tuns« auf eine moralische Sprache einerseits, mit der ein Anspruch auf eine gesellschaftliche Veränderung zum Guten bedeutet wird, und einer ökonomischen andererseits, in der historische Wissensproduktion zur Geschäftsgrundlage wird, findet sich allerdings in keinem der Aufsätze. (Letztere Position, in welcher Geschichte zum gewinnträchtigen Unternehmen wird, passt freilich weniger in das akademische Genre des wissenschaftlichen Aufsatzes denn in die Vertraulichkeiten des intimen Gesprächs. Zudem entbehrt es im deutschen Sprachraum, etwa im Unterschied zum angloamerikanischen, auch weitgehend der entsprechenden Marktgrundlage.)

II

Was lässt sich nun aus dieser am Beispiel der ÖZG aufgezeigten Entwicklung der Geschichtswissenschaften in den letzten fünfzehn Jahren schließen? Meines Erachtens sind zwei Lesarten und damit zwei Narrative über den Stand der historischen Disziplin möglich:

- Eine *tragische*: Sie erzählt von Fragmentierung, Zentrifugaltendenzen und Statusschwund. Sie bedauert den Verlust des Objektivitätsanspruchs der Geschichtswissenschaften, ihrer Einheit¹⁷ und der historischen »Tatsachen«. Vor lauter Subjekten sind die Strukturen abhanden gekommen, universelle Aussagen lassen die vielen Mikroperspektiven nicht mehr zu. Die Geschichtsschreibung richtet ihren Blick überall hin, doch letztlich hat sie keinen Ort mehr.
Diese Lesart könnte durch den Ausgang der letzten Auswahlrunde der Nationalen Forschungsschwerpunkte (NCCR) in der Schweiz, die sich explizit an die

Sozial- und Geisteswissenschaften richtete, unterlegt werden. Von den sechs bewilligten Projekten hat nur eines eine historische Dimension, wird aber nicht von Historikern geleitet, die anderen kommen ohne die Teilnahme von Historikern aus. Unter den 41 *pre-proposals* der ersten Auswahlrunde gab es keinen Hauptgesuchsteller aus der Geschichtswissenschaft, hingegen hatten gut 40 Prozent der Themen einen mehr oder weniger direkten historischen Bezug. In der zweiten Auswahlrunde hatten von 17 *full proposals* 4 historische Mitgesuchsteller, bei den ca. 60 Teilprojekten lag der Anteil der Historiker/ Historikerinnen bei 14 (also bei ca. 23 Prozent). Claudia Opitz hat aus dieser quantitativen Bilanz den Schluss gezogen, dass die Geschichte derzeit offenbar keine »Leitwissenschaft« mehr sei, sondern eher den Status einer »Hilfswissenschaft« im interdisziplinären Feld habe.¹⁸

- Eine *triumphale* Lesart: Diese Erzählung dreht sich um die inhaltliche Ausdehnung des Faches, seine methodologische Verfeinerung und seinen gesellschaftlichen Statusgewinn. Die Multiplikation der Gegenstände und die Pluralität der Perspektiven erlaubt es, viel größere Teile der gesellschaftlichen Totalität zu erschließen. Die nun zum *courant normal* zählende Multi-Perspektivität liegt näher bei der sozialen Realität als die früher postulierte Objektivität, die sich bei genauerem Hinsehen als Ausblendung vieler Perspektiven erweist. Die Ausdifferenzierung der eigenen Methoden und Ansätze hat die Geschichtswissenschaft interdisziplinär anschlussfähig gemacht an die Konzepte, Modelle und Analysetechniken anderer Disziplinen, ja die Geschichtswissenschaft vermag es heute, an der Entwicklung von transdisziplinär gemeinsamen Gegenständen und Instrumentarien zu partizipieren. Die geschärfte Sensibilität für die kulturellen, sozialen und personellen Entstehungsbedingungen und -möglichkeiten der Produktion historischen Wissens lässt die Geschichtswissenschaft nicht nur zur autooetischen, also selbstreflexiven, sondern auch zur autopoietischen Wissenschaft werden, die sich selbst erneuern kann. Schließlich gibt es heute unbestreitbar einen großen gesellschaftlichen Bedarf nach historischer Expertise, wie sich an den staatlich mandatierten Historikerkommissionen etwa in Österreich und der Schweiz oder auch an der südafrikanischen Wahrheitskommission zeigt. Der historische Roman blüht und auch die museale und mediale Nachfrage nach historischer Bildung ist immens.

Selbstredend lässt sich von dieser für die Zwecke der Argumentation zugespitzten Kontrastierung weder die eine noch die andere Aussage in dieser Form validieren. Ich vermute, dass die Mehrheit der Fachvertreter/innen – wie ich selbst – eher der zweiten Deutung zuneigt, freilich mit kritischem Unterton und einiger Skepsis gegenüber der Tendenz zum Unterhaltungswunsch hinter dem öffentlichen In-

teresse und mit Hinweis auf die Gefahren der Instrumentalisierung durch die Politik im Rahmen von staatlichen Bilanzierungs- und Klärungsaufträgen oder Gutachtertätigkeiten vor Gericht. Man kann diesbezüglich von der Problematik der »Justiziabilisierung« historischer Fragen und der Politisierung wissenschaftlicher Gutachtertätigkeit sprechen, obschon auch zu bedenken ist, dass die moderne Wissenschaft stets von politischen wie von innerfachlichen interpretationsabhängigen und erkenntnistheoretischen Differenzen gekennzeichnet war.¹⁹ Gleichwohl meine ich, dass wir gewisse Kritiken nicht ignorieren können, die sich in jener Interpretation äußern, die ich die tragische genannt habe. Ich komme darauf zurück.

Halten wir vorerst fest, dass historische Forschungstätigkeit und Wissensproduktion anspruchsvoller geworden sind. Das demonstrieren die Beiträge in der ÖZG anschaulich. Die regelgeleitete Sicherung und Interpretation von Quellen bildet zwar nach wie vor die unverzichtbare Grundlage des wissenschaftlichen Arbeitens, doch sind die handwerklichen Techniken sowohl wegen neuer öffentlicher Erwartungen als auch innerwissenschaftlicher Standards zu epistemologisch höchst komplexen Unterfangen geworden. Zu nennen sind da:

1. *Die Historisierung und Objektivierung des Selbst des Historikers.* Oder anders gesagt: Es geht um Transparenz bezüglich der eigenen Vorgehensweise, der Praxis des Historikers/der Historikerin. Die Vorannahmen und die persönlichen Erfahrungen, die in die Wahl des Themas und seine Bearbeitung eingeflossen sind und es womöglich vorstrukturiert haben, müssen reflektiert werden.²⁰ Es geht darum, das »Unbewusste« der Praxis der Geschichtswissenschaft bewusst zu machen oder, wissenschaftlicher formuliert, zum Gegenstand des Forschungsprozesses zu machen.²¹ Diese Anforderung erfasst nicht nur den Forschungs-, sondern auch den Schreibprozess, denn wie eine Autorin konstatiert, Schreiben ist nicht nur einfach Dokumentieren, sondern auch Deuten.²²
2. *Die Historisierung und Objektivierung der historischen Arbeitsmethoden:* Zur Reflexion über die Situiertheit des individuellen Wissens gesellt sich jene über die Grundlagen des Faches, also über das überindividuell situierte Wissen einer wissenschaftlichen »Schule«, eines Ansatzes oder eines Deutungsangebots. Nach welchen Normen und Kriterien werden Aussagen als wahr und geltend bezeichnet? Sind wissenschaftliche Paradigmen an außerwissenschaftlichen Begründungszusammenhängen orientiert?²³ Selbst die Zeit-Raum-Dimension kann nicht mehr einfach als gegeben betrachtet werden, sondern zählt zu den in der Konstruktion des Gegenstandes reflektierten Fragen.
3. *Die Historisierung und Objektivierung der Überlieferung:* Auch die Materialgrundlage der Historikerin und des Historikers, die Quellen, sind nach bestimmten Kriterien gesammelt worden. Das ist nicht neu. Neu ist hingegen die Frage,

welche Wissensstrukturen die Archivierung prägen, wie diese Tatsache berücksichtigt und wie ihr eventuell entgegengewirkt werden kann.

Die *bias* der Geschichtswissenschaft und ihrer Produzenten (eben: die Macht des »Unbewussten«) sind im Übrigen auch dank Anregungen der neurowissenschaftlichen Forschung bewusster geworden. Das Gedächtnis ist kein neutraler Speicher, es arbeitet selektiv und wird von Gefühlen und Emotionen beeinflusst.²⁴ Wahrnehmung und Deutung sind weniger rational als wir meinen.

Die fachspezifisch begrüßenswerten methodologischen Verfeinerungen sind freilich aus der Sicht des öffentlichen Nutzens von Geschichte nicht ganz ohne negative Nebeneffekte. Zum einen stellt sich das Problem der Kommunikation von Forschungsergebnissen nach außen. Wenn Geschichte etwas lehren oder mitteilen will, muss sich zur Wissensproduktion ja auch die Wissensvermittlung gesellen, dann macht es keinen Sinn, Wissen nur in Spezialistenkreisen zirkulieren zu lassen. Es ist hier nicht die Rede von der Lehre. Der Übergang von der Forschung zur Lehre impliziert noch keinen Genrewechsel, höchstens graduelle Unterschiede zu jenem Wissen, das im Rahmen der Forschung produziert wird. Doch der Transfer des Wissens in die Öffentlichkeit, in die Politik, in die Wirtschaft erfordert Übersetzungsleistungen, die so zeitaufwändig wie schwierig sind, denn sie erfordern Komplexitätsreduktion ohne Reduktionismus. Im deutschsprachigen Raum scheint mir aber die Trennung zwischen *science* und *cité* besonders ausgeprägt.²⁵ Es wäre zwingend notwendig, dass sich die Geschichtswissenschaft – auch die  ZG – intensiver mit der Frage auseinandersetzt, wie sich die Forschung inhaltlich, methodisch und konzeptuell ausdifferenzieren kann, ohne den Kontakt mit einer historisch interessierten Öffentlichkeit zu verlieren. Diese Lücke wird ansonsten durch Träger historischer Positionen besetzt, die genau das tun, wovon sich die  ZG in ihrer ersten Nummer verabschieden wollte, die »idealistische Hermeneutik des einfühlsamen Nachvollziehens«.²⁶

Als Beispiel sei der deutsche Historiker und Publizist Joachim Fest zitiert, der kürzlich in der NZZ den Verkaufserfolg von historischen Biographien damit erklärt hat, dass »die übrige Geschichtsschreibung die elementarsten Bedürfnisse der Menschen nicht mehr befriedigt«. Denn so Fest: »Menschen interessieren sich auch historisch für nichts so sehr wie für Menschen. Das ist einfach so. Menschen wollen wissen, wie andere Menschen sich in Krisensituationen und Konflikten verhalten haben. Sie wollen sich einfühlen können in ein anderes Schicksal und dieses miterleben und miterleiden, zum Teil vielleicht mit triumphieren, (...) Ich finde dies so elementar, dass schon deswegen die ganze Struktur- und Sozialgeschichte ein Irrweg ist.«²⁷

Zum anderen stellt sich in jüngster Zeit den Human- und Sozialwissenschaften (um hier diese im Französischen übliche und treffendere Bezeichnung dem Terminus »Geisteswissenschaften« vorzuziehen) aus tagespolitischem Anlass, gesell-

schaftlichen Trends, aber auch innerwissenschaftlichen Defiziten wieder vermehrt die Frage der Ungleichheitsforschung, wie die Soziologin Gudrun-Axeli Knapp in Erinnerung ruft.²⁸ Sie tut dies mit gutem Grund, ist doch die Ent-Soziologisierung der Geschichtswissenschaft, wie Reinhard Sieder im Editorial der entsprechenden ÖZG-Nummer konstatiert, unübersehbar.²⁹

Damit meldet sich auch der »moralische Auftrag« der Geschichtswissenschaft wieder zu Wort. Ist das problematisch? Meines Erachtens nein – es geht ja nicht um die Indienstnahme der Historie durch die Politik, sondern um das berechtigte Anliegen der Geschichtswissenschaft, die manchmal lange Vorgeschichte, die Entwicklungsmuster, aber auch die historischen Alternativen, die hinter vielen aktuellen gesellschaftlichen Fragen stecken, aufzuzeigen.

Es lassen sich keine Lehren aus der Geschichte ziehen, aber Erkenntnisse. Nicht Regeln und Rezepte, sondern allgemeine Kenntnisse und spezifisches Wissen über die Vergangenheit eines bestimmten Aspekts der sozialen Realität. Sie können der Orientierung dienen und daher Entscheidungen und Handlungen beeinflussen, müssen es aber nicht, denn jede Situation ist wieder anders und zu komplex, um alle Variablen berücksichtigen zu können, die für eine Prognose notwendig wären.³⁰ Zudem entstehen bei jedem Handeln auch unbeabsichtigte Wirkungen, die nicht eingeplant werden können.

Ludmilla Jordanova macht in ihrem Beitrag in der ÖZG allerdings auf eine Erkenntnis aufmerksam, die mir fundamental erscheint. Sie nennt es »negative« Lehren. Angesichts der Vielfalt und Kontingenz menschlicher Lebensformen verschließt sich mit Blick auf die Geschichte eine universalistische Sichtweise auf die Menschen. Die Geschlechtergeschichte hat dies im Hinblick auf die Geschlechterordnung immer wieder hervorgehoben. Angesichts der historischen Vielfalt der sozialen Organisationsformen aller Bereiche, die das Geschlechterverhältnis betreffen, lässt sich kaum eine Lehre für die Gegenwart in dem Sinn ziehen, dass es eine natürliche oder richtige Organisationsform des Geschlechterverhältnisses gäbe. Jede Gesellschaft muss für sich ihre eigenen Lösungen finden. Doch das ist auch eine Erkenntnis aus der Geschichte.

Anmerkungen

- 1 Es handelt sich bei diesem Text um ein für die Publikation in Form gebrachtes Referat, das ich anlässlich der 15-Jahr-Feier der ÖZG am 25. November 2005 im Kleinen Festsaal der Universität Wien mit dem Titel »Wozu Geschichte?« gehalten habe. Ich war angefragt worden, die Frage nach dem Nutzen der Geschichte anhand der Entwicklung der Zeitschrift zu behandeln.
- 2 Fragen, die im deutschen Sprachraum sofort die Assoziation mit Jürgen Kockas Aufsatz, Geschichte – wozu, in: Wolfgang Hardtwig, Hg., Über das Studium der Geschichte, München 1990, 427-443 wecken. Kocka zählte darin in aufklärerisch-pädagogischer Perspektive sieben Funktionen der

Geschichtsschreibung auf. Sie liegen auf verschiedenen Ebenen und reichen vom Erkenntniswert des durch die Geschichtswissenschaft produzierten Wissens (wie die Erklärung von Gegenwartsphänomenen durch die Aufdeckung ihrer historischen Ursachen und Genese und die Vermittlung von Kategorien zum Verständnis gegenwärtiger Probleme) über den politisch-gesellschaftlichen Nutzen (»praxisbezogene Aufklärung«, Wissen um die Veränderbarkeit des Bestehenden und Orientierungswissen) bis zum Mittel individueller kognitiver Formation (lernen, konkret zu denken). Als letzte Funktion der Geschichte, ergänzt Kocka maliziös, kann sie auch intelligente Freizeitbeschäftigung sein, womit er offensichtlich nicht auf das bürgerliche Bildungsprogramm anspielt, sondern eher auf die Neugier des Sonntagshistorikers.

- 3 Das stets enge Verhältnis von Politik, Gesellschaft und (geschichts)wissenschaftlichen Paradigmen manifestiert sich auch darin, dass die damals von Einigen voreilig verkündete *post-histoire* heute bereits wieder passé ist.
- 4 Editorial ÖZG 1 (1990), 1, 7. Jakob Tanner hat hingegen in einem kurzen und dichten Aufsatz (Geschichtswissenschaft, politisches Engagement und Öffentlichkeit, in: Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte, hg. von Paul Nolte et al., München 2000, 150-158) dezidiert Einspruch erhoben gegen die naive Erwartung an die Historie, Orientierungswissen zu liefern. Damit gelinge es nur, »simple Kollektivstereotypen und populäre Vorurteile szientistisch zu unterfüttern«. Er schließt daraus freilich keinen Verzicht auf politisches Engagement und öffentliche Stellungnahme. Vielmehr erachtet er es als zwingende Aufgabe der Historiker, als Spezialisten für die Interpretation der Vergangenheit und damit der Vorstellungen über mögliche Zukünfte im öffentlichen Diskurs als Fermente zu wirken, indem sie die Sensibilität für bestimmte Probleme wecken.
- 5 Zur Kontinuität mit den *Annales* s. den Aufsatz von Peter Burke, Die »Annales« im globalen Kontext, in: ÖZG 1 (1990), 1, 9-24. Zur sozialen Funktion Gerhard Botz, »Eine neue Welt, warum nicht eine neue Geschichte?«, ebd., 49-76, hier 52.
- 6 S. dazu insbesondere den Aufsatz von Reinhard Sieder, Was heißt Sozialgeschichte, in: ÖZG 1 (1990), 1, 25-48.
- 7 Editorial ÖZG 1 (1990), 1, 7.
- 8 Ebd., 6. Die Zeitschrift gibt sich folgende Mittel zur Erfüllung ihres Erneuerungsprogramms: Die Hefte sollen nicht dem Zufallsprinzip unterliegende Aufsatzsammlungen, sondern Schwerpunktheft mit jeweils 4 bis 5 Aufsätzen sein; ein Forum soll Platz für Essays und Kommentare zu aktuellen Ereignissen (in ihren historischen Zusammenhängen) gewähren; Interviews mit Forscherinnen und Forschern sollen deren Erfahrungen sowie deren Einfluss auf den Forschungsgegenstand zum Ausdruck kommen lassen; schließlich ein Rezensionsteil, in dem fachinterne Standards und Erkenntnisse diskutiert werden.
- 9 Wunsch und Wirklichkeit klaffen im Diskurs über Inter- und Transdisziplinarität manchmal deutlich auseinander, denn zum Überschreiten der disziplinären Grenzen braucht es Annäherung und Beherrschung der anderen »Sprache«. Verlangt schon Interdisziplinarität den Austausch der Konzepte und Methoden zwischen den einzelnen Fächern, würde effektive Transdisziplinarität die gemeinsame Konstruktion von Forschungsgegenständen und die Entwicklung der dazu benötigten methodischen Instrumentarien bedingen.
- 10 ÖZG 16 (2005), 1: Fragen an die Geschichtswissenschaften.
- 11 Clemens Jabloner, Am Beispiel der Historikerkommission: Zeitgeschichtliche Forschung in juristischer Perspektive, ebd., 111-136; Harald Welzer, Wozu erinnern wir uns? Einige Fragen an die Geschichtswissenschaften, ebd., 12-35.
- 12 Gudrun-Axeli Knapp, Traveling Theories: Anmerkungen zur neueren Diskussion über »Race, Class, and Gender«, ebd., 88-110.
- 13 Hanna Hacker, *archivescapes*. Diskurse zum Archiv im Postkolonialen, ebd., 36-58.
- 14 ÖZG 16 (2005), 2: Historia Magistra Vitae?
- 15 Ludmilla Jordanova, Angels Writing on the Shoulders of Time?, ebd., 11-26; Jürgen Kocka, Erinnern – Lernen – Geschichte. Sechzig Jahre nach 1945, ebd., 64-78.
- 16 Christopher Lloyd, Past, Present, and Future in the Global Expansion of Capitalism: Learning From the Deep and Surface Times of Societal Evolution and the Conjunctions of History, ebd., 79-103; Peter Schöttler, Marc Bloch, die Lehren der Geschichte und die Möglichkeit historischer Prognosen, ebd., 104-125.

- 17 Selbst wenn es diese Einheit nie wirklich gegeben haben dürfte. In ihrem Beitrag zeigt Ludmilla Jordanova (Angels Writing, wie Anm. 15, 11-26) auf, dass Historiker in früheren Jahrhunderten als Repräsentation der Historie die Metapher einer jungen geflügelten Frau in weiß als strategische Fiktion einsetzten, um mit diesem Körperbild so etwas wie eine organisch geordnete Struktur und damit Kohärenz des Faches zu evozieren.
- 18 Claudia Opitz, Geschichtswissenschaft und Nationale Forschungsschwerpunkte. Eine erste Zwischenbilanz, in: Bulletin der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte September 2005, Nr. 82, 13-16.
- 19 Hier sei nur auf die Diskussionen um Geschichte und Gerichte oder um die respektive Rolle der Historiker und der Richter verwiesen, welche die in den 1990er Jahren in vielen Ländern an die Geschichtswissenschaften (und ihre Repräsentanten) herangetragen gesellschaftlichen Aufgaben und Erwartungen provozierten. Andererseits war die historische Wissenschaft wie andere auch nie die »black box«, als die sie in Lutz Raphaels Verwissenschaftlichungskonzept erscheint (Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), 165-193). In diesen Kontext fällt im Übrigen die Problematik der prinzipiell nicht verhandelbaren Wissenschaftsautonomie, die aber, wie es die Tagesaktualität immer wieder zeigt – so etwa die Kontroversen um die französische »loi sur le colonialisme« vom 23. Februar 2005 – immer wieder Gegenstand widersprüchlicher Interessen und Positionen ist.
- 20 Vgl. dazu Leora Auslander, Erfahrung, Reflexion, Geschichtsarbeit. Oder: Was es heißen könnte, gebrauchsfähige Geschichte zu schreiben, in: Historische Anthropologie 3 (1995), 2, 222-241.
- 21 Diesen Anspruch demonstriert ein Stück weit auch das Editorial der ÖZG 16 (2005), 2, indem es die »Vorgeschichte«, die zur Problemstellung des Heftes geführt hat, und nicht nur das Ergebnis der Diskussionen unter den Herausgeberinnen und Herausgebern offen legt.
- 22 Jordanova, Angels Writing wie Anm. 15, 2, 15.
- 23 S. dazu Welzer, Wozu erinnern wir uns?, wie Anm. 11, 28-29.
- 24 Die Erschließung der Rolle der Gefühle und Emotionen, ein Thema mit Konjunktur, will die subjektive Deutung der Strukturen und Ereignisse rekonstruieren. Es geht um mehr als eine Historisierung der Gefühle (wie sie Philippe Aries mit der Geschichte der Elternliebe leistete). Es geht einerseits um die Geschichtsmächtigkeit von Emotionen, um deren »historische Produktivkraft« (Welzer, Wozu erinnern wir uns? Wie Anm. 11, 32, 33), sowohl für die Produzenten von Geschichte als »Erinnerungsagentur«, also für die Historiker, wie von Geschichte als Ereignisebene, also für die historischen Akteure. Andererseits geht es auch um die Rolle der Emotionen in der Geschichtsrezeption. So wirft Ludmilla Jordanova in ihrem Beitrag die Frage auf, welche Emotionen bestimmte historische Thematiken oder zumindest bestimmte rhetorische Formen der Darstellung beim Publikum erwecken.
- 25 Die Gründe dafür sind vielfältig und müssten noch genauer erschlossen werden: Wissenschaftsverständnis und Wissenschaftskultur, akademische Strukturen, Unterschiede der Epistemologien zwischen Wissenschaft und Journalismus, aber dann auch die Tatsache, dass das Medieninteresse eine schwankende Größe ist. In der angloamerikanischen Welt gibt es den *public historian*, der sich idealtypisch einerseits für die Popularisierung, andererseits für die Präservierung durch Oral history und Quellensicherung engagiert.
- 26 Sieder, Was heißt Sozialgeschichte?, wie Anm. 6, 46. Die Kommunizierbarkeit von Forschungsergebnissen dürfte im Übrigen zukünftig auch bei der Ressourcenallokation zunehmendes Gewicht haben.
- 27 Ganzseitiges Interview von Joachim C. Fest, NZZ Nr. 269, 17. November 2005.
- 28 Knapp, Traveling Theories, wie Anm. 12.
- 29 Editorial ÖZG 16 (2005), 1, 9.
- 30 Meine Definition von »Orientierung« ist nicht diejenige von Jakob Tanner, der darunter den Anspruch der Richtungsweisung versteht; s. Tanner, Geschichtswissenschaft, politisches Engagement und Öffentlichkeit, wie Anm. 4, 158.